



smd transparent

Neues aus Schüler-SMD, Hochschul-SMD und Akademiker-SMD

Nr. 02_Juni 2017

Was würde Jesus heute essen?

_Nachhaltiges Konsumverhalten am Beispiel Ernährung

Linda ist 22, studiert Medizin, glaubt an Jesus Christus und arbeitet engagiert in ihrer SMD-Gruppe mit. Ihre nicht-christlichen Kommilitonen wissen Bescheid: die Sache mit Gott ist für Linda irgendwie sehr wichtig. Und gerade deshalb wird sie eines Tages von einer Uni-Freundin angesprochen: „Als Christin solltest du dich einmal mit veganer Ernährung auseinandersetzen!“ Bis dahin hatte Linda dieses Thema erfolgreich vermieden. Das war auch nicht weiter schwer, denn in christlichen Kreisen ist vegetarische oder vegane Ernährung oft nicht von großer Relevanz. In der heutigen Studentenkultur spielt diese Frage hingegen eine große Rolle und beschäftigt viele junge Menschen. Keine Mensa, die nicht vegane Gerichte serviert! Linda hat den Selbstversuch gewagt und sich drei Monate lang vegan ernährt – und sie hat sich an die Transparent-Redaktion gewandt und auf die Brisanz des Themas hingewiesen. Wir berichten in dieser Ausgabe deshalb nicht nur über Lindas Selbstversuch (Seite 8),

_Zum Thema:

- Nachhaltiger Genuss aus christlich-ethischer Perspektive _3
- Bewusster Konsum ist keine Geschmacksfrage! _7
- Vegan? Ich? Niemals! Ein Selbstversuch _8
- Warum ich als Christ (kein) Fleisch esse _9

_Außerdem:

- JesusHouse, wir waren dabei! _14
- Hinter den Kulissen der „Presence“ _15
- Neuer Promotionsratgeber _18
- Die Welt vor unserer Haustür _21
- Zur Finanzlage _23

sondern haben das Thema darüber hinaus zum Schwerpunkt dieser Ausgabe gewählt. Was würde Jesus wohl heute essen? Unser Autor Christoph Raedel, systematischer Theologe, entfaltet im Hauptartikel eine kleine Theologie des Essens und erörtert in fünf (Gedanken-)Gängen Fragen wie diese: Was hat sich an unseren Essgewohnheiten verändert und wie unsere Wahrnehmung von Lebensmitteln? Welche Folgen hat das für die Umwelt? Dürfen wir bedenkenlos Tiere essen? Und an welchen biblischen Grundüberzeugungen sollte eine christliche Esskultur Maß nehmen? In einem Zwischenruf weist Bert Görzen darauf hin, dass in fast keinem europäischen Land prozentual so wenig Geld für Nahrung ausgegeben wird wie in Deutschland. Er macht deutlich, dass wir alle mitentscheiden können, ob das, was in unserem Mund landet, uns, anderen oder der Natur schadet oder nicht. Und schließlich haben wir zwei SMDler zu Wort gebeten, die jeweils aus ihrer Sicht darlegen, weshalb sie Fleisch essen oder eben nicht.

Darüber hinaus finden Sie in diesem Heft Berichte, Geschichten und Interviews rund um das, was die SMD bewegt: Die IFES-Osterkonferenz „Presence“, deren Gastgeber die SMD in diesem Jahr sein durfte; die Jugendevangelisation JesusHouse, an der sich mehrere Evangelisten aus der Schüler-SMD beteiligten; neue hauptamtliche Mitarbeiter und Publikationen; und nicht zuletzt ein Blick auf die Spenden, die die SMD-Arbeit überhaupt erst ermöglichen. Wir wünschen Ihnen gewinnbringendes Lesen! ■

Christian Enders, Redaktion

Mahlzeit!

Nachhaltiger Genuss aus christlich-ethischer Perspektive

Von Christoph Raedel

Vorspeise: Momente des Nachdenkens

Essen ist Leben. Wir leben von dem, was uns von außen her zukommt, was wir in uns aufnehmen: Wir hören Gottes Wort, wir atmen frische Luft ein – und: wir essen und trinken. Manchen ethischen Fragen können wir aus dem Weg gehen, der Frage nach dem moralisch guten, dem nachhaltigen Essen jedoch nicht. Das Thema Essen ist aus der Gleichgültigkeitsnische herausgetreten. Vielen nachdenklichen Zeitgenossen brennt es unter den Nägeln. Wir setzen uns daher in diesem Artikel mit Ihnen zu Tisch und erörtern in fünf (Gedanken-)Gängen Fragen wie diese: Was hat sich an unseren Essgewohnheiten und wie unsere Wahrnehmung von Lebensmitteln verändert? Welche Folgen hat das für die Umwelt? Dürfen wir bedenkenlos Tiere essen? Und an welchen biblischen Grundüberzeugungen sollte eine christliche Esskultur Maß nehmen? Da wird auch schon der erste Hauptgang aufgetragen:

Erster Hauptgang: Erinnerung früherer Zeiten

Der Mensch ist das einzige Lebewesen, das Feuer benutzen und kochen kann. Er verfügt damit über die Fähigkeit und ist auch darauf angewiesen, sich seine Nahrung zuzubereiten. Ernährungsgewohnheiten und Tischsitten haben sich über die Jahr-

hunderte verändert, doch es gibt Konstanten: In Europa ist Brot seit jeher das Grundnahrungsmittel überhaupt, erst in der Neuzeit kamen Kartoffeln und Reis dazu. Der Fleischkonsum schwankte: Der Braten kam nur in höheren Kreisen (häufiger) auf den Tisch, während das ärmere Volk eher Suppe mit Stücken von weniger wertvollem Fleisch verzehrte. Bei wachsenden Bevölkerungszahlen wurde Fleisch ab dem 17. Jh. teurer und für die Mehrheit unerschwinglich. Frisches Fleisch gab es ohnehin nur in der Schlachtzeit vor Winterbeginn, ansonsten nur in geräucherter, getrockneter oder gepökelter Form. Die Mahlzeit galt von jeher als Zeit der Gemeinschaft. Das Essen war – und ist – eine gute Gelegenheit, Geselligkeit und Gastfreundschaft zu (er-)leben. Bis ins 19. Jh. hinein orientierte sich die tägliche Speisekarte am Rhythmus zweier Jahreskreise: Der eine war das Kalenderjahr. Gegessen wurde, was sich auf dem Markt oder im Garten fand, also die saisonal und regional typischen Lebensmittel. Kälteperioden, schlechte Ernten und oder Kriege wirkten sich dabei unmittelbar aus. Von der wohlhabenden Oberschicht abgesehen bedeutete das Leben für die meisten Menschen (z. T. harte) körperliche Arbeit bei (nicht immer) ausreichender, zudem wenig abwechslungsreicher Nahrung. Die Zubereitung des Essens bedeutete weitere Arbeit, die zumeist von Frauen geleistet wurde. Die soziale Schichtung war deutlich an dem ablesbar, was auf den Tisch kam.

Der andere Rhythmus war durch das Kirchenjahr und die damit verbundenen öffentlichen Fastenzeiten vorgegeben: Insbesondere während der vierzig Tage vor Ostern sowie in der Adventszeit wurde gefastet, womit in der Regel der Verzicht auf Fleisch gemeint war. Zur Auflösung der Fastengebote trug nicht nur die Reformation bei, vielfach wurden die Fastenzeiten – auch in katholischen Gebieten – schlicht nicht eingehalten.

Die christliche Tradition hat mit zwei – gegenläufigen – Impulsen auf die westliche Kultur des Essens eingewirkt. Der eine Impuls, der v. a. von Klostergemeinschaften ausging, liegt in der Betonung des Maßhaltens beim Essen (wogegen Völlerei als Laster galt). So formuliert die von vielen Orden übernommene Benedikt-Regel aus dem 6. Jh. folgende Weisungen: 1. Es genügen – außerhalb der Fastenzeiten – zwei Mahlzeiten pro Tag: eine um die Mittags-, die andere um die Abendstunde. 2. Die Hauptmahlzeit soll zwei gekochte Speisen, also die Möglichkeit der Auswahl, enthalten. 3. Die Zuteilung des Essens erfolgt unter Berücksichtigung der zu leistenden körperlichen Arbeit. 4. Rotes Fleisch (Fleisch von vierfüßigen Tieren) ist zu vermeiden bzw. nur im Krankheitsfall vorgesehen. 5. Für einen Gast soll der Abt gegebenenfalls sein Fasten brechen und mit ihm speisen. Diese Bestimmungen sind bemerkenswert: Heutige Studien bestätigen gesundheitsfördernde Effekte sowohl für den Verzicht auf rotes Fleisch als auch für das „Morgenfasten“ (also die zeitliche Konzentration der Nahrungsaufnahme auf die ca. acht Stunden von Mittag- bis Abendessen). Auffallend ist zudem der hohe Wert, der der Gastfreundschaft zukommt. In Übereinstimmung mit einem Wort Jesu aß auch der sich vegetarisch ernährende Franziskus auf seinen Reisen, was ein Gastgeber ihm vorsetzte, auch wenn das Angebotene seinen eigenen Präferenzen widersprach.

Der andere Impuls der christlichen Tradition setzt einen gegenläufigen Akzent. Hier verband sich die Ablehnung des Vegetarismus mit der Verurteilung häretischer Gruppen. Wir finden diese Verknüpfung u. a. bei Augustinus (354-430), der nach seiner Bekehrung den von ihm früher selbst vertretenen Dualismus (der Manichäer) bekämpfte. Die dualistische Abwertung des Leibes gegenüber dem Geist schloss bei vielen häretischen Gruppen die Ablehnung jeglichen Fleischgenusses ein. Ein Beispiel aus dem Mittelalter sind die Katharer, die einen asketischen, und das hieß auch: vegetarischen Lebenswandel pflegten. Der Inquisition diente konsequenter Vegetarismus dann auch als ein Indiz dafür, einer Irrlehre zu folgen. So konnte der Fleischgenuss – bei gleichzeitiger Beachtung der Fastenzeiten – quasi zum Ausweis von Rechtgläubigkeit werden. Die Reformatoren schließlich sahen in den zahlreichen Fastenvorschriften der katholischen Kirche den Ausdruck einer Werkgerechtigkeit, die der Lehre von der Rechtfertigung durch Glauben entgegenstand; Huldreich Zwingli leitete die Zürcher Reformation dann auch mit der Missachtung der Fastenzeit ein. Gerade unter evangelischen Christen dürfte dieser zweite Impuls die größere Breitenwirkung entfaltet haben. Der Verzehr von Fleisch aller Art gilt weithin als unbedenklich, auch wenn seit dem 19. Jh. christlich-vegetarische Strömungen an Zulauf gewonnen haben. Das macht Freude auf den nächsten Gang.

Zweiter Hauptgang: Eine kleine Theologie des Essens

Als Gott die Welt erschafft, setzt er den Menschen in einen fruchtbaren Garten. Der Mensch ist als Ebenbild Gottes dessen Repräsentant auf Erden und mit der Fürsorge für die Schöpfung betraut. Im Genießen der Schöpfungsgaben soll er die Güte Gottes, am Baum der Erkenntnis von Gut und Böse das Gebot Gottes erfahren. Dabei fällt auf, dass die differenzierte Zuteilung der Nahrung an Mensch und Tier ohne Blutvergießen auskommt (vgl. Gen 1,29-30). Der Grund für den paradiesischen Vegetarismus liegt im Respekt vor dem Leben, über das der Mensch kein freies Verfügungsrecht erhält (vgl. Gen 9,6). Auch wenn sich eine vegetarische Stufe in der Entwicklungsgeschichte des Menschen nicht nachweisen lässt, macht diese Geschichte „hinter“ der Geschichte doch deutlich: Der Mensch gedeiht, wenn er nach Gottes Willen genießt, gestaltet und zugleich gesetzte Grenzen respektiert. Als Geschöpf muss er sich seine Existenz nicht selbst sichern, denn der Schöpfer versorgt ihn. Der Mensch ist als Verwalter einerseits vor seiner natürlichen Lebenswelt ausgezeichnet, er ist andererseits durch die Arbeit wie durch die Weitergabe des Lebens mit ihr verbunden, so dass die ganze Schöpfung im Lobpreis Gottes zusammenfindet (Ps 98).

Dass der Sündenfall mit dem unerlaubten Essen der Frucht vom Baum in der Mitte des Gartens in Verbindung gebracht wird (Gen 3), zeigt die Gefährdung, die selbst in elementaren Lebensvorgängen wie dem Essen liegt. Wenn über der Gabe der Geber und Gebieter vergessen wird, kann, was verlockend aussieht, ein nicht mehr beherrschbares Verlangen wecken. Essen kann Gemeinschaft stiften, es kann aber auch Ausdruck verzehrender Selbstsucht sein. „Jenseits von Eden“ ordnet Gott die Beziehungen des Menschen zu seiner Umwelt neu. Gott gestattet dem Menschen neben den Pflanzen auch Tiere zu essen (Gen 9,3), ohne dass sich daraus ein freies Verfügungsrecht über das Tier ableiten ließe: Die Tötung eines Tieres muss als rituelle Schlachtung vollzogen, das Blut darf nicht verzehrt werden. Gott schließt zudem ausdrücklich die Tiere in den Noah-Bund ein (Gen 9,10) und gibt in der Tora Israel zahlreiche Weisungen für den achtsamen Umgang mit Tieren sowie zur Unterscheidung von reinen und unreinen Tieren. Die theologischen Implikationen sind deutlich: Die Tötung eines Tieres zu Nahrungszwecken ist, wie Karl Barth es formuliert, „eigentlich nur möglich als ein im Tiefsten ehrerbietiger Akt der Buße, der Danksagung, des Lobpreises“ gegenüber dem Schöpfer (KD III/4, 403). Für Israel gibt es kaum Fleisch ohne das Opfer, das Gott dargebracht wird. Die Unterscheidung zwischen reinen und unreinen Tieren (deren Deutung bis heute strittig ist) begrenzt zudem die Verfügbarkeit des zum Verzehr möglichen Fleisches. Der Bundesschluss macht schließlich deutlich, dass die Tiere in das Reich der moralischen Zwecke eingeschlossen sind. In heutiger Sprache gesagt: Sie sind zwar keine „moral agents“, aber doch „moral patients“, deren Behandlung durch den Menschen Gott nicht gleichgültig ist (vgl. Spr 12,10).



© nedhapa / shutterstock.com

Auch die Befreiung aus den zerstörerischen Bindungen und unbeherrschten Regungen der Sünde illustriert das Neue Testament mit dem Vorgang des Essens, wenn es davon spricht, dass Jesus im Glauben als das Brot des Lebens (Joh 6,48) aufgenommen wird. In seltener Verschränkung der Bilder identifiziert Jesus dieses Brot, „das vom Himmel kommt“ mit seinem „Fleisch, das ich geben werde für das Leben der Welt!“ (Joh 6,51). Er erinnert daran, dass, wer ihn aufnimmt, in eine bleibende Gemeinschaft eintritt, womit die ernährungsphysiologische Metapher gesprengt wird: „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm“ (Joh 6,56). Damit interpretiert Jesus eine Praxis, die seinem irdischen Weg ihr besonderes Gepräge gegeben hat. Gemeint sind die Mahlzeiten, in denen Jesus als Gast zum Gastgeber wird, bis hin zum letzten Abendmahl, das Jesus mit seinen Jüngern feiert, bevor er am Kreuz seine Ganzhingabe vollendet.

Das Neue Testament erweckt nicht den Eindruck, Jesus sei Vegetarier gewesen. Jesus wusste zu feiern (Joh 2,1ff.) und blieb auch die Begründung dafür nicht schuldig (Mk 2,18ff.). Doch im Feiern wie im Fasten geht Jesus dem Kreuz entgegen. Sein stellvertretendes Sterben ändert das „Leben der Welt“, hat Konsequenzen also auch für die Tiere: Darin, dass Jesus sein Leben opfert, kommt der Opferkult an sein Ende – ein Opferkult, der jedes Jahr tausende Tiere ihr Leben kostete. Der von den Propheten verheißene Tierfrieden (Jes 11,6f.) bricht darin an, dass Tiere nun nicht länger für die Sünden der Menschen ihr Blut vergießen müssen. Dieser Vision entsprechend kommt auch das Abendmahl ohne Blutvergießen aus. Es wird mit Brot und Wein gefeiert, weil das Blut des neuen Bundes, der den Zugang zum Vater eröffnet, bereits vergossen ist. Wo das Abendmahl – wie der Apostel Paulus mahnt – nicht neue Schranken aufrichtet, weil Speisevorschriften oder unsoziales Verhalten die geschenkte Einheit verdunkeln, da wird das eucharistische Essen und Trinken zum Vorgeschmack auf das himmlische Festmahl, das als sprechendes Bild für die Vollendung der Gemeinschaft mit Gott verwendet wird (Offb 19,7).

Halten wir fest: Durch das Essen vom Baum der Erkenntnis ist der Mensch gefallen, im Essen vom Brot des Lebens feiert er die wiederhergestellte Gemeinschaft mit Gott. Darin liegt der tiefste Sinn der Gemeinschaft, die in einer Mahlzeit Ausdruck findet. Weil nun alle Dinge „von ihm und durch ihn und zu ihm sind“ (Röm 11,36), daher weist jede Tischgemeinschaft über sich hinaus. Sie weist damit auch auf die sozialen, ökologischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge, in die sie eingebunden ist. Diese Zusammenhänge kündigen sich mit dem nächsten Gang schon an.



Dritter Hauptgang: Die wirtschaftliche und ökologische Einbettung des Essens

Nie zuvor in der Geschichte war dem hiesigen Durchschnittsbürger sein Essen so fremd wie heute. Mehrere Faktoren haben diese Entwicklung beeinflusst. Zu nennen sind die Verstädterung, die Industrialisierung der Herstellungsprozesse sowie die Konzentration des global organisierten Nahrungsmittelvertriebs auf große Handelsketten, auf die Produzenten wie auch Konsumenten angewiesen sind. Was auf den Tisch kommt, ist unter Bedingungen produziert worden, die allein der Logik der Effizienz und Gewinnmaximierung verpflichtet sind.

Das Problem dabei liegt in der fehlenden Nachhaltigkeit. Zwar stimmt es, dass Nahrungsmittel inzwischen sehr preisgünstig hergestellt und vermarktet werden können und der Anteil des Einkommens, der in Deutschland für Lebensmittel aufgewendet werden muss, historisch niedrig ist. Allerdings sind Lebensmittel nie einfach nur Ware, denn ihre Herstellung ist auf das Engste mit den natürlichen Lebensgrundlagen verbunden. Wirtschaftliche Erwägungen brauchen den ethischen Rahmen der Bewahrung dieser Grundlagen, damit auch kommende Generationen (gut) leben können. Doch der allein nach der Logik der Effizienz organisierte Markt tendiert dazu, dass infolge der Ausbildung von Monokulturen (z. T. ganzer Staaten) die weltweiten Boden- und Wasserressourcen überbeansprucht werden, sich die genetische Artenvielfalt verringert und es zu artwidrigen Praktiken der Tierhaltung kommt, bei der Tiere nur noch als Produktionseinheiten wahrgenommen werden.

Dass der alltägliche Konsum von (billigem) Fleisch möglich ist, ist eine Folge der „lifestock revolution“ der 1960er Jahre. Sie ging mit dem Bau neuer Bewässerungssysteme und leistungsfähigerer Maschinen sowie dem Einsatz neuer Technologien in Tierzucht, Tierhaltung und Schlachtung einher. Die industrielle Fleischproduktion vermag billiges Fleisch zu produzieren, weil Tiere artwidrig auf engstem Raum gehalten und in kürzester Zeit zur Schlachtreife gebracht werden. Um von widrigen Umweltbedingungen unabhängig

zu werden und Krankheiten zu verhindern, ist der Einsatz von Düngemitteln und Pestiziden (bei Pflanzen) sowie Antibiotika (bei Tieren) unverzichtbar geworden. Heute stagniert der Fleischverbrauch in den Industrieländern auf sehr hohem Niveau (EU: 93 kg pro Kopf pro Jahr). Doch wir zahlen für billiges Fleisch einen hohen Preis. Der hohe Ausstoß von Treibhausgasen, für den die Massentierhaltung stärker verantwortlich ist als der Straßenverkehr, trägt zum Klimawandel bei; die Landwirtschaft verbraucht 70 % der weltweit vorhandenen Süßwasserreserven, und der systematische Einsatz von Antibiotika an Tieren führt zu einer wachsenden Wirkstoff-Resistenz beim Menschen.

Kann es Christen gleichgültig lassen, wenn Genuss Gewalt an den natürlichen Lebensgrundlagen bedeutet? Wenn sie zwar Gott als Herrn der Geschichte bekennen, mit ihren Gewohnheiten und Nahrungsvorlieben aber selbst den Schlusstrich unter diese Geschichte ziehen?

Dessert: Eine kleine Ethik des Essens

Der Appetit ist einigen am Tisch jetzt erst einmal gründlich vergangen. Wir lassen das Dessert heute einpacken, weil wir es ohnehin mit – in den Alltag – nehmen wollten. Was folgt aus den soweit entwickelten Gedankengängen?

1. Lebensmittel als Gabe: Nach christlicher Sicht macht es einen Unterschied, ob das Essen „Frucht der Erde und der menschlichen Arbeit“, d.h. als gute Gabe Gottes, oder als jederzeit schnell verfügbare, kostengünstige Ware angesehen wird. Mit Dankbarkeit kann nur die Gabe empfangen werden, weil bei der reinen Ware der Geber als Adressat des Dankes entfällt. Nahrungsmittel können sehr wohl als Gabe und Ware verstanden werden, die Frage ist, ob die theologische oder die ökonomische Perspektive leitend ist. Wer Gott für Lebensmittel dankt, der wird frei von dem Zwang, das „gute Leben“ für sich selbst sichern zu wollen, welchen Preis andere Menschen oder die Natur dafür auch zahlen mögen. Wenn Jesus die Himmelsgabe für das „Leben der Welt“ ist, dann kann Christen diese Welt samt der in ihr vorherrschenden Herstellungs- und Handelsbedingungen nicht gleichgültig sein.

2. Maßhalten als Tugend: Für den Verzicht auf bestimmte Produkte wie z. B. Fleisch aus Massentierhaltung lassen sich gute Gründe angeben: Wer auf etwas zu verzichten lernt, bezeugt damit, dass für ein Leben in Fülle Gott genug ist. Wer verzichten kann, entlarvt die Logik des „immer mehr“ als Betrug und übt sich in Selbstdisziplin, die den Charakter reifen lässt. Wer einfacher lebt, ermöglicht es anderen, auch zukünftigen Generationen, überhaupt zu leben. Maßhalten ist kein Weltverbesserungsrezept. Wer sich beim Essen beschränkt, öffnet sich für die Wirklichkeit Gottes, der durch seine Kinder in dieser Welt wirken will. Wer sein Essen bewusster – und das heißt m. E. saisonal, regional, ökologisch sensibel – einkauft, der anerkennt, dass, wenn es ums Essen geht, die Logik der Effizienz nicht alles ist.

3. Glauben und Handeln: Wer als Christ nach dem moralisch guten Essen fragt, der will damit keine neue Religion oder Weltanschauung begründen. Es geht einfach um die Frage, ob vom Tisch des Herrn, in dessen Gaben Jesus sich schenkt, etwas für unseren täglichen Mittagstisch abfällt, oder ob beide unverbunden bleiben. Die Frage nach dem nachhaltigen Konsum, nach Vegetarismus oder überhaupt der Verwendung von Tierprodukten, wie Veganer sie stellen, ist keine „Glaubensfrage“, sie gehört nicht zum „Letzten“ (D. Bonhoeffer), weil unser Heil nicht an ihr hängt. Sie ist aber auch nicht gleichgültig, weil gedankenloses Handeln von Christen anderen Menschen den Weg zum Heil erschweren kann. Wie glaubwürdig sind Christen, die den Herrn dieser Welt feiern, denen aber die von ihm im Dasein gehaltene Welt egal ist? Wer Fragen des Essens in den ersten Rang einrückt, erklärt eine bestimmte Lebensweise zum neuen Gesetz. Ein Gesetz wird aber andere kaum dazu

motivieren, sich der Frage zu stellen, was sie in ihrem Leben ändern sollten, um nachhaltiger zu konsumieren und zu leben. Umgekehrt sollten Christen, die Jesus auch in ihrer Ernährungsweise ehren und bezeugen wollen, weder abfällig belächelt noch unter Verdacht gestellt werden, in Wirklichkeit glaubensfremde Ziele zu verfolgen.

4. Der Wechsel von Feiern und Fasten: Wer den christlichen Glauben mit radikaler Askese identifiziert, verleugnet den Wechsel von Feiern und Fasten, der für das irdische Leben Jesu so markant war. Wird einseitig die asketische Dimension der Christus-Nachfolge betont, sind vielleicht die gerade vorherrschenden Ideale von Schönheit, Schlankheit und Fitness bestimmender geworden als das Evangelium. Christlicher Glaube lebt im Wechsel von Feiern und Fasten. Es braucht beides, denn wir haben allen Grund, die Güte des Schöpfers zu feiern. Wir haben aber auch allen Grund, gegenüber der Not dieser Welt nicht gleichgültig zu bleiben. Gottes Liebe zur Welt geht auch durch unseren Magen. Wie üppig der Tisch auch gedeckt sein mag, bei der Tischgemeinschaft geht es im tiefsten Sinn um genau dies: Gemeinschaft zu erleben. Das Essen soll etwas Verbindendes sein, nicht Trennendes vertiefen. Es hat daher seinen guten christlichen Sinn, bei Einladungen zu Tisch (außer bei medizinischer Indikation) der Weisung Jesu an seine Jünger zu folgen: „Esst, was euch vorgesetzt wird“ (Lk 10,8). ■

Prof. Dr. Christoph Raedel ist Professor für Systematische Theologie an der Freien Theologischen Hochschule Gießen und Direktor des Instituts für Ethik & Werte. Während seines Studiums arbeitete er in der SMD-Gruppe Rostock mit.



„Literatur:

Jonathan Safran Foer, *Tiere essen*, Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2011.

David Grumett/Rachel Muers (Hg.), *Eating and Believing. Interdisciplinary Perspectives on Vegetarism and Theology*, London/New York: Routledge, 2008.

diess., *Theology on the Menu. Asceticism, Meat and Christian Diet*, London/New York: Routledge 2010.

Andrew Linzey/Dorothy Yamamoto (Hg.), *Animals on the Agenda. Questions About Animals for Theology and Ethics*, Urbana/Chicago: University of Illinois Press, 1998.

Brett McCracken, *Gray Matters. Navigating the Space Between Legalism und Liberty*, Grand Rapids: Baker, 2013, Kap 1 u. 2.

Hans Jürgen Teuteberg/Günter Wiegelmann, *Unsere tägliche Kost. Geschichte und regionale Prägung*, Münster: F. Coppenrath, 1986.

Stephen H. Webb, *Good Eating*, Grand Rapids: Baker, 2001.

Norman Wirzba, *Food & Faith. A Theology of Eating*, Cambridge: Cambridge University Press, 2011.

Bewusster Konsum ist keine Geschmacksfrage!

„Aber wollen wir unsere Essgewohnheiten wirklich ändern? Ein Zwischenruf

Jeder Mensch verbringt durchschnittlich sechs Jahre seines Lebens mit Essen und Trinken. Wenn man zudem die Zubereitung des Essens berücksichtigt, kommt man sogar auf zehn Jahre. Dieser Berechnung liegen 78.840 Mahlzeiten zugrunde, bei denen man im Schnitt von jeweils 30 Minuten ausgeht. Unser Leben besteht also zu einem sehr großen Teil aus Essen und Trinken.

Es ist aber nicht nur der zeitliche Aufwand, der deutlich macht, dass das Essen eine zentrale Rolle in unserem Leben spielt. Darauf weist der Essensphilosoph Harald Lemke hin: „Wer über das Essen nachdenkt, und über den eigenen Tellerrand hinaus blickt, stößt sofort auf vielerlei Weltbezüge, die mit diesem Tun untrennbar verbunden sind. Indem wir essen, machen wir uns nicht nur satt, sondern verhalten uns zu vielen Dingen, die wir dabei mitessen.“ Essen hat vielerlei Weltbezüge. Laut einer Statistik treffen wir Menschen jeden Tag 200 Entscheidungen, die mit Essen zu tun haben. 200 Entscheidungen! Laut Lemke greifen wir mit jeder dieser Entscheidungen in verschiedene Bereiche ein. Im voranstehenden Artikel von Christoph Raedel ist angeklungen, dass sich diese Bezüge in drei Richtungen bestimmen lassen: in Bezug auf uns selbst, unsere Mitmenschen und die Natur. Irgendwie ist also alles betroffen, das Individuum und die ganze Welt um das Individuum herum. Unsere Entscheidungen sind also nicht neutral, sie haben eine ethische Dimension.

Wir können mitentscheiden, ob das, was in unserem Mund landet, uns, anderen oder der Natur schadet. Diese Tatsache mag dem ein oder anderen nicht schmecken, sie ist jedoch unbestreitbar. Und im Grunde keine Geschmacksfrage. Sie hat aus christlicher Sicht mit Verantwortung und Pflicht zu tun. Jedem, der seine Augen verschließt, kann Jakobus 4,17 eine Mahnung und Motivation sein: „Wer nun weiß, Gutes zu tun, und tut's nicht, dem ist's Sünde.“ Uns selbst, den Mitmenschen und der Natur Gutes tun – wie geht das? Harald Lemkes Modell eines „gewissenhaften Allesessers“ weist m. E. in eine richtige Richtung:

„Gewissenhafte Allesesser legen insgesamt größeren Wert auf gutes Essen, insofern es sowohl der Umwelt als auch der Gesundheit guttut oder auch ihrem kulinarischen Lebensgenuss einen Eigenwert verleiht. Sie kaufen überwiegend Lebensmittel aus zertifizierter Bioproduktion, außerdem frisches saisonales Gemüse, viel Getreideprodukte und wenig Fleisch, welches dann von artgerecht gehaltenen Tieren stammt. Außerdem nutzen sie, wo es geht und im Rahmen ihrer finanziellen Mög-



© Dean Drobot / shutterstock.com

lichkeiten liegt, das Angebot von Produkten aus fairem Handel. Gewissenhafte Allesesser verhalten sich nicht so, weil diese Ernährungsweise zufällig ihre persönliche Lebensgewohnheit ist, sondern eben aus Gewissensgründen: Weil sie nicht dazu beitragen wollen, dass es so etwas gibt wie industrielle Landwirtschaft, Massentierhaltung und die damit verbundene Umwelterstörung durch Abholzung, Landverödung, Wasserknappheit und Klimawandel oder so etwas wie unfaire Handelsstrukturen und Ausbeutung von Menschen, die auf die eine oder andere Art im Bereich der Nahrungsmittelproduktion für zumeist schlechte Bezahlung arbeiten.“

Unsere 200 Essensentscheidungen jeden Tag können wir vielleicht nicht in jeder Hinsicht perfekt treffen – zumal es zeitliche, monetäre oder soziale Grenzen gibt. Aber die ein oder andere Entscheidung können wir bestimmt besser treffen als bisher. Folgende Perspektiven können als Anregung dienen:

Erstens passt sich der Ernährungsmarkt in nicht unerheblichem Maße unseren Verbrauchergewohnheiten an. (Dass Bioprodukte mittlerweile auch in Discountern erhältlich sind, kommt nicht von ungefähr!) Zweitens ist bewusster Konsum häufig eine Frage der Prioritäten. In fast keinem europäischen Land wird prozentual so wenig für Nahrung ausgegeben wie in Deutschland. Hauptsache billig ist bei vielen Deutschen die Überschrift der persönlichen Speisekarte. In vielen Fällen ist das Geld da, doch es wird lieber für andere Konsumgüter ausgegeben. Man könnte spöttisch anmerken: „Die meisten Zeitgenossen zahlen lieber mehr für ein Liter Motoröl für ihr Auto als für das Salatöl, das sie sich selbst einverleiben.“ Genauso wie gesunde Ernährung häufig kein Geldproblem ist, ist sie auch kein Zeitproblem. Unser persönlicher „Food-Radius“ reicht oft deswegen nicht sehr weit, weil wir einfach zu bequem sind. Wir könnten uns über alternative Ernährungsmöglichkeiten informieren. Wir könnten unsere Gewohnheiten ändern. Wir könnten unser Essen selbst zubereiten anstatt zu Fertiggerichten oder Fast Food zu greifen. Aber wollen wir das? Das ist letztendlich die entscheidende Frage. ■

Bert Görzen, Pastor der Freien ev. Gemeinde Gießen und wissenschaftlicher Mitarbeiter im Institut für Ethik und Werte, Gießen



Vegan? Ich? Niemals!

„Eine SMDlerin wagt den Selbstversuch – eine persönliche Annäherung“



„Gerade du als Christin solltest dich einmal mit dem Thema „vegan“ auseinandersetzen!“ Bis zu diesen Worten einer guten Uni-Freundin hatte ich das erfolgreich vermieden. Ich hätte meine Ferien lieber mit anderen Dingen verbracht, doch mir wurde klar, dass es jetzt dran war, mich mit ihren Überzeugungen auseinanderzusetzen – genauso wie ich es mir auch von ihr wünschte in Bezug auf meinen Glauben.

Etwas nervös und durchaus skeptisch begann ich meine Recherchen. Was ich erfuhr, traf mich dann zutiefst. Die Argumente meiner Freundin sprachen reale Probleme dieser Welt an: Wasser- und Getreideverbrauch für Massentierhaltung mit gravierenden Folgen für die Welternährung, Treibhausgase und Wasserverschmutzung, Regenwaldzerstörung, überfischte Meere, ernährungsbedingte Zivilisationskrankheiten. Und ich stecke mittendrin und trage täglich dazu bei. Dem musste und wollte ich mich stellen! Ein „vegan forever“ konnte ich mir nicht vorstellen, aber wieso nicht ein zeitlich überschaubares Experiment starten? Ich wollte wissen: Wie schwer ist es, auf bestimmte Lebensmittel zu verzichten? Wie würde mein Körper darauf reagieren? Was ist nur Gewohnheit und was brauche ich wirklich? So entschloss ich mich, drei Monate lang keinerlei tierische Produkte einzukaufen.

Selbstversuch: Drei Monate ohne tierische Produkte

Der Verzicht selber fiel mir gar nicht so schwer, aber womit ich nicht gerechnet hatte: Am Ende der Zeit konnte ich nicht einfach wieder zurück, sondern erlebte ein kräftezehrendes inneres Ringen in mir. Aufgrund meines Hintergrundwissens spürte ich eine Verantwortung – vor Gott. Was erwartet Gott von mir? Was darf Nachhaltigkeit mich kosten? Was würde Jesus heute essen?

Mein Experiment liegt nun schon über ein Jahr zurück. Ich bin keine „ideologische“ Veganerin geworden, esse jedoch bewusst sehr wenig tierische Produkte, ich brauche sie nicht mehr. In mir ist ein neues Bewusstsein für gesunde Ernährung geweckt. Ich versuche, industriell verarbeitete Nahrungsmittel und Fabrikzucker zu vermeiden, und ersetze Weißmehl durch Vollkornmehl. Daneben ist es mir zunehmend wichtig geworden, auf regionale und fair gehandelte Produkte zu achten und Plastikverpackung zu vermeiden. Ja – das kostet

manchmal mehr und bedeutet mehr Aufwand. Aber es geht mir sehr gut damit. Ich habe seither mehr Freude am Essen und fühle mich deutlich fitter. Als zukünftige Ärztin begeistert mich, wie sehr ich durch meine Ernährung meine Gesundheit beeinflussen kann. Als Christin begeistert mich, dadurch konkret zur Bewahrung der Schöpfung beitragen zu können. Ich glaube, Gott freut sich darüber!

Gleichzeitig ist es mir wichtig, zu Gast bei Freunden „Allesesser“ sein zu können. Das entspannt so manche Situationen bei engagierten Gastgebern und spiegelt etwas von der Freiheit wieder, die ich als Christin haben kann. Meine Beziehung zu Gott ist tiefer geworden, indem ich mein Konsumverhalten hinterfragen lasse. Ich wünsche mir, dass wir als Christen viel mehr darüber nachdenken und beten, was wir konsumieren, und dass wir uns auch in solchen „weltlichen“ Themen vom Heiligen Geist verändern lassen. Denn es sind Themen, die Menschen direkt betreffen. Seien es die Menschen, auf deren Kosten wir leben, oder unsere Freunde, denen diese Themen wichtig sind.

Ich wünsche mir, dass mehr Christen aus Liebe zu ihren Freunden Experimente wagen. Und ich wünsche mir, dass sich auch meine Uni-Freundin eines Tages auf ein Experiment einlässt – nämlich auf das des Glaubens. ■

Linda Irmisch war während ihres Medizinstudiums in Würzburg in der SMD aktiv und beginnt gerade ihr PJ in Augsburg.



Warum ich als Christ Fleisch esse

_Plädoyer eines Bio-Landwirts

Wer mich kennt, weiß, dass ich gerne esse – auch gerne mal viel. Da geht es mir wie Jesus, der hat sich auch ständig mit anderen Menschen zum Essen getroffen. Das hat einen schönen sozialen Aspekt: man hat Zeit zu reden, stärkt die Gemeinschaft und es trägt eben auch zu unserer Erhaltung bei. Dabei ist Essen nicht nur schön, sondern auch gut – ein Genuss. Ohne Fleisch würde mir oft etwas fehlen.

Genießen kann ich das Essen am besten, wenn ich weiß woher es kommt, was bei der Produktion abläuft und welche Qualitätsstandards und Haltungsbedingungen bei tierischen Produkten dahinterstehen. Damit wird es für mich zum Lebensmittel und ist nicht nur Nahrung. Beim Fleischkauf gibt es große Unterschiede in Qualität und Preis, leider ist es nicht so einfach oder gar nicht zu sehen, was wirklich darin enthalten ist. Deshalb setze ich auf Bio, weil da „mehr drin“ ist: Mehr Wohl fürs Tier, die Umwelt und die Menschen, die daran beteiligt sind. Zumindest stehen die Verbände dafür. Bio ist natürlich nicht gleich Bio, aber wenn Bioland draufsteht, dann kann ich sicher sein, dass auch Bioland drin ist: Tiere mit Weidehaltung und großen Ställen, gute Arbeitsbedingungen für Beschäftigte, ein positiver Einfluss auf Boden, Umwelt und Grundwasser, kein Einsatz von Giften auf dem Feld oder von Antibiotikum im Futter oder gar von Hormonen.

Am liebsten esse ich unser eigenes Rindfleisch, da ist dann auch noch die CO²-Bilanz in Ordnung, weil kein Transport anfällt. Beim Rindfleisch aus biologischer Produktion bekomme ich auch keine Gewissenskonflikte bezüglich Weltverschmutzung, da das Rind Gras und Stroh frisst, was wir Menschen nicht essen. Bei der Mast mit Getreide sieht das schon anders aus. Mir ist es wichtig, unserem Auftrag gemäß 1. Mose 2,15 nachzukommen. Dort heißt es: „Und Gott, der HERR, nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, ihn zu bebauen und ihn zu bewahren.“ Deshalb esse ich bewusst wenig Fleisch, am liebsten aus ökologischer Erzeugung, da ich hierbei sicher sein kann, dass es nachhaltig produziert wird. ■

Daniel Joas, Wertheim-Dörlesberg, ist Bioland-Landwirt (www.biohoffjoas.de) und gründete als Student die SMD-Hochschulgruppe in Triesdorf und später die Fachgruppe Agrar und Ernährung.



Warum ich als Christ kein Fleisch esse

_Auch Adam und Eva waren Veggies



Es ist mehr als löblich, wenn die Fleischesser im Paralleltext von einem Bio-Bauern vertreten werden – ein toller Beruf, bei dem man davon ausgehen darf, dass Tiere artgerecht gehalten und schonend geschlachtet werden. Wenn schon Fleisch, dann so. Allerdings ist dies wenig repräsentativ. Die große Mehrheit des Fleisches auf deutschen Tellern kommt aus der industriellen Massentierhaltung. Und wenn man sich mit der näher beschäftigt, vergeht einem der Appetit.

Das war bei mir vor ein paar Jahren so. Ich hatte zuvor mein Leben lang gerne Steak gegessen, und auch lustvoll Vegetarierwitze gemacht. Dann las ich ein Buch des amerikanischen Autors Jonathan Safran Foer, mit dem Titel „Tiere essen“. Kein flammendes Pamphlet für die Tränenrüse; eher verhalten, solide recherchiert und anschaulich. Das Resultat: Nach der Schilderung von Fließband-Schlachtung von Schweinen, flächendeckendem Antibiotika-Doping bei Geflügel u. v. m. – ertappte ich mich dabei, dass ich beim Imbiss keinen Döner mehr, sondern eine Falafel bestellte. Das wollte ich mir selbst gegenüber erst gar nicht zugeben, es passte nicht zu meinem Selbstbild. Ich habe in dieser Hinsicht auch nach wie vor keine missionarische Absicht. Fleisch zu essen wird uns schließlich in der Bibel erlaubt.

Allerdings als Zugeständnis Gottes – nach dem Sündenfall. Adam und Eva waren noch Veggies. Und in Gottes neuer Welt werden selbst Löwe und Lamm gut miteinander auskommen, das heißt wohl auch etwas für ihre Essgewohnheiten. Warum damit warten? Warum soll ein Tier sterben, damit ich satt werde? Ein himmlisch scharfes Erdnuss-Curry tut's auch. Und keine Sorge: Auch Pommes und Pfannkuchen sind vegetarisch. Ganz zu schweigen vom Kollateral-Nutzen. Wer fleischfrei lebt, lebt oft gesünder. Er verringert seinen ökologischen Fußabdruck; fast jeder Burger rodet dagegen ein Stück Regenwald.

Selbst für die Mission unter Studenten hat sich meine Haltung als Vorteil entpuppt. Nicht-Christen sind ökologisch oft wacher als wir Christen. Und sie fragen sich zu Recht, warum Vegetarier bei Christen manchmal nur mit einem müden Lächeln (und einem geschmacksneutralen Vollkorn-Bratling) abgespeist werden. ■

Dr. Matthias Clausen, Marburg